

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Dienstag, 31. August

1926.

(10. Fortsetzung.)

Das Sechstagerennen.

Roman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Karl wußte nicht, ob er ja oder nein sagen sollte. Schließlich war es kein schlechter Vorschlag. Er willigte ein, fuhr in seine Wohnung, holte dort das am wenigsten wertvolle Stück, den kleinen gesetzten Anhänger, und kam nach einer halben Stunde ins Café zurück. Radochla und Henzen saßen bei einer Schachpartie im hinteren Teil des Lokals. Karl legte das Stück auf den schmugigen Marmortisch, mitten zwischen Teller, Kuchenstückel und Zigarrenasche.

Radochla betrachtete die Arbeit mit Kennerbliss.

„Was ist das Stück wohl wert?“ fragte Karl.

„Genau kann ich's nicht sagen, aber zwölshundert Mark wird man dafür schon bekommen.“

„Wenn man's verkauft?“

„Wenn man's verkauft!“

„Und wenn man's beleicht?“

„Ich werde sehen, daß ich tausend Mark für Sie herauschlage.“

„Bin einverstanden!“ sagte Karl.

Henzen war ganz blaß geworden, als er das Schmuckstück gesehen und wollte dauernd unterbrechen, aber Radochla hielt seinen Absatz so frampfhaft auf Egons Zehen gepreßt, daß der still war, nur immer heftiger zum Aufbruch drängte. Es sei spät und sie hätten noch viel zu besorgen. Radochla begriff gar nicht, schrieb umständlich eine Quittung und bat Karl, in vier Tagen wiederzukommen.

Kaum hatten die beiden das Café verlassen, als Radochla zu poltern anfing. Es sei einfach unerhört, wie Henzen die schönsten Gelegenheiten durch sein unvorholtiges Benehmen durchkreuze.

„Eben hätte es auch wieder schiefgehen können.“

„Es ist aber nicht schief gegangen.“

„Hätte . . . Hätte . . . das genügt.“

„So las mich doch wenigstens jetzt mal reden“, fuhr ihn Henzen in einem Ton an, den Radochla nicht gewöhnt war.

„Rein“, sagte der Schorf, „jetzt wird getan, was ich will. Wir werden das Stück weder versetzen noch verkaufen, wir werden zu einem erstklassigen Juwelier gehen und ein zweites Exemplar aus Double herstellen lassen.“

„Und dann?“

„Dann geben wir diesem Dummkopf sein Stück wieder (natürlich das falsche) und sagen, wir seien es nicht losgeworden.“

„Schön“, sagte Henzen. „Wenn ich dir aber jetzt eine Mitteilung mache von einer Wichtigkeit, daß alle deine Pläne unter den Tisch fallen?“

Die Wichtigkeit möchte ich hören, mein Junge.“

Egon hatte sich vorgenommen, dem Freund ganz langsam das, was er gesehen, beizubringen, es gelang ihm nicht. er war temperamentvoll genug, herauszuplatzen: „Der Schmuck gehört meiner Schwester.“

Roni sah seinen Freund verständnislos an. Der wiederholte: „Dieser Anhänger, den wir eben bekommen haben, von dem wir gerade sprechen, gehört zum Schmuck meiner Schwester Eva van Draaten.“

„Mach' keine Witze!“

„Ich bin zu Witzen so wenig aufgelegt wie du, aber ich kenne das Ding ganz genau wieder. Leider sind mir nur wenige Sachen, die zum Gesamtschmuck gehören oder gehörten, näher bekannt, aber dieser Anhänger war eines der ersten Geschenke, das ihr damals Herr van Draaten machte. Ich war noch ein Knabe und unsere Familie ist nie mit Glücksfällen gelegnet gewesen. So standen wir denn alle drum herum und bewunderten ihn, obwohl er ein Dreck war gegen die späteren Stücke.“

Radochla wollte es immer noch nicht glauben. Denlei Dinge gab es in vielen Exemplaren, meinte er.

„Möglich“, sagte Egon, „aber ich kenne ihn wieder. Zudem gibt es ein untrügliches Zeichen.“

? ? ?

Auf der Rückseite ganz unten sind die Buchstaben E. v. D. eingraviert, Mutter ärgerte sich seinerzeit darüber, weil die beiden noch gar nicht verlobt waren und er trotzdem seine Buchstaben eingravieren ließ statt E. v. H. Und Vater ärgerte sich, weil van Draaten doch nicht von Adel war und überall sich v. Draaten nannte, so auch hier.“

Radochla hielt längst den Anhänger in Händen, auf der Rückseite ganz unten . . .

„Stimmt“, sagte er.

Dann gingen sie wortlos nebeneinander her. Henzen wußte nicht recht, hatte er eine Dummkheit gemacht oder war es klug von ihm gewesen. Auf einmal blieb Radochla stehen.

„Ich will May heißen, wenn da alles in Ordnung ist. Das Stück gehört zum Schmuck deiner Schwester der Junge — wie heißt er doch schnell?“

„Harling.“

„Richtig, der Junge besitzt ein paar Stücke, hat er gefragt. Wo hat er sie her? Von deiner Schwester? Oder sind sie der gestohlen worden?“

„Dieser Harling sieht nicht aus, als ob er stehlen würde.“

„Ist auch meine Meinung, und deshalb nehme ich an, er hat den Schmuck auf ehrliche Weise erhalten.“

„Gefauft?“

„Nein, Geld hat er keins, er will die Sachen ja verkaufen.“

„Halt, da fällt mir was auf. Warum will er sie nur verkaufen und nicht verkaufen? Das ist nicht sein Wille, er hat einen Auftrag. Aber von wem?“

„Von meiner Schwester — !?“

„Du sprichst aus, was ich kaum zu denken wage, denn das wäre ein großes Glück für uns. Vorberhand müssen wir einen Menschen zu ihm schicken und ihn harmlos von deiner Schwester grüßen lassen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um herauszubekommen, ob er sie kennt und mit ihr in Verbindung steht.“

11. Kapitel.

„Ober, zahlen!“ rief Karl Harling laut durchs Lokal und erhob sich. Er war noch sitzengeblieben, als Henzen und Radochla ihn verließen, jetzt wollte er zur Sport-

... denkt er nicht daran, daß er sich nicht mehr auf ihn zu, groß, lang, mit blauem Auge und Riesenmaße, und streckte ihm eine rote, breite Hand entgegen. Es war Beno Leath, der Rennfahrer, den er in Amsterdam lernen gelernt hatte.

Ob er bei ihm Platz nehmen dürfe? Er habe ein paar Fragen an ihn zu richten. Karl hatte natürlich nichts dagegen, sondern schob höflich und eifrig einen Stuhl für Leath zurecht.

„Was machen Sie jetzt?“ fragte der Australier.

Karl erzählte. Zuerst einmal, daß er Berufsfahrer geworden sei.

Das wisse er schon, meinte Leath.

Doch er in der Sporthalle trainierte.

Wisse er auch, ob er ein Engagement habe?

Jawohl. Im Dreistundenrennen werde er starten. Daraus hingen dann weitere Verpflichtungen ab.

Das Dreistundenrennen bestritt Leath nicht, er startete prinzipiell nur im Mannschaftsrennen. In Amerika konnte man während eines Winters getrost seine zwanzig Mannschaftsrennen fahren, in Deutschland war das schwieriger, es haperte an Winterbahnen und fehlte an Veranstaltungen. Aber er hatte einen Vorschlag. Ob Harling mit ihm gemeinsam das Zwölfstundenrennen bestreiten wolle? Und wenn sie sich gut einführen und zueinander paßten, auch das Sechstagerennen?

Wie sich denken läßt, war Karl aufs höchste erstaunt über dieses Angebot, das einen großen, einen ungeheuren Reiz hatte, denn ein Rennen, mit Leath zusammen als Partner gewonnen, und er war ein gemachter Mann. Doch — weshalb suchte sich der Australier gerade ihn aus? Den jüngsten und unerfahrensten aller Fahrer? Das mußte doch einen Grund haben. Und er sagte ihm offen, daß er nur diese Bedenken hege und daß er sein Angebot deshalb sonderbar finde.

Leath fand das gar nicht sonderbar.

„Sehn Sie, ich hab' gefährn zehn Jährä mit McEnth, der ist zehn Jährä älter als ich. Enth fährt nicht mehr und ich bin ohne Partnär. Aber da ich nur Mannschaftsrennen fahrä, brauche ich einen Partnär. Und keinen schlechten, das versteht sich.“

„Ganz recht“, pflichtete Harling bei.

„Und da ich in den zehn Jahren, wo ich bin gefährn mit McEnth, älter gewordän bin — ich zähle heute 36 Jahre — juch' ich wohl keinen älteren, sondern einen jüngerän Partnär.“

„Versteht sich.“

„Ich hab' Sie fahrn sehn in Amsterdam, Sie könñen viel, aber Sie könñen noch mehr lernn bei mir. Später, wenn ich aushörd', könñen Sie sich wieder nehmäin ein jüngerän Partnär.“

Das leuchtete ihm ein. Wenn das der ganze Grund war, ihm sollte es recht sein. Und er sagte zu, mit Leath gemeinsam erstmal das Zwölfstundenrennen bestreiten zu wollen. Wenn Leath dann mit ihm zufrieden sei, werde er für die Sixdays natürlich ebenfalls zur Verfügung stehen.

Karl war so froh über diesen Abschluß, daß er ganz vergaß, zu Groth zu fahren, sondern sich mit dem Australier noch über dies und jenes unterhielt. Dabei wurde natürlich auch die Geldfrage erörtert, was Harling für seinen ersten Sechstagestart verlangen könne, und Ähnliches. Leath fragte auch nach seinem früheren Beruf, wovon er gelebt habe und zurzeit lebe.

Und Karl, der ruhig seine préfäre Lage zugab, erzählte, daß er zurzeit gerötigt sei, einzigen Schmuck zu versiezen, um bis zur Auszahlung der ersten Gage durchhalten zu können.

Da geriet der lange Australier in eine ganz ungewöhnliche Erregung, so daß er weder richtiges Englisch noch falsches Deutsch sprechen konnte. Was das für Geschichten seien! Sein Name sei in ganz Europa bekannt und geschägt, daß er Berufsfahrer geworden sei, interessiere die gesamte Sportwelt mehr, als er anzunehmen scheine, und sein erstes Abschneiden als solcher sei eine Sensation. Er möge nur mal die Zeitungen aufflappen.

Männer in der Zunft und mit der Wahlrecht, daß er Beno Leath, ihn sich als Partner ausgewählt habe, zu seinem Manager gehe, dann werde der sich ein Vergnügen daraus machen, ihm einen Vorschuß in jeder beliebigen Höhe zu geben.

„Wieso? Warum? Und wer? Was für ein Manager?“

„Nun, mein Manager.“

„Ihr Manager?“

Karl lachte.

„Ich habe keinen. Die Rennfahrer haben alle keinen.“

„Sie denken an die Boxer.“

Wieder regte sich Leath über Gebühr auf. Er habe keinen Manager? Dann könne man sich nicht wundern, wenn es ihm schlecht gehe. In Amerika liegen sich alle Fahrer managen und auch in Deutschland lenne er mehrere, die die Vertretung ihrer Interessen in die Hände eines erfahrenen Mannes gegeben hätten und nicht schlecht dabei führen. Ob er ihm einen empfehlen sollte?

„Denken Sie vielleicht an Groth?“ fragte Harling und sah auf die Uhr. „Um Gottes willen, ich muß fort, ich bin nämlich zu Groth bestellt, vielleicht wird der es machen?“

(Kortlebung isolat.)

Der Strohwitwer.

Von Hans Joachim Toll.

Jetzt, dem ich erzähle, daß ich Strohwitwer bin, lächelt vielseitig und verständnisinnig, kneift das eine Augenlid zu und blinzelt mich mit dem anderen um so unverdächtiger an. So als wollte er sagen: „Strohwitwer! hm, hm, ich verstehe!“ Und schnalzt genießerisch mit der Zunge. Da, man hat es gewagt, mich leicht in die Seite zu stoßen und zu flüstern: „Sie loser Schäfer!“ Und nur, weil ich sachlich und kühl bemerklt hatte: „Ich bin Strohwitwer.“

Wenn meine Frau nicht auffällig in der Sommerfrische wäre, würde niemand auf den Gedanken kommen, in mir einen zu sehen, der über die Stränge schlägt. Denn meine Charakterfestigkeit und meine Solidität sind stadtbesannt und nahezu sprichwörtlich. Das darf ich mit Stolz sagen. Aber sobald die Leute wissen, daß ich für vier Wochen Strohwitwer bin, meinen sie, das Recht zu haben, mich der lasterhaftesten Seitenfrüchte verdächtigen zu dürfen. Und glaubt es mir — es geht mir nicht allein so. Da ist ein anderer Strohwitwer, der Herr Pover. Ein Mann, der hören trügt wie Charlie Chaplin, und dessen Kragen ein eingegipster Schlips aert, ein Mann, von dem man weiß, daß er den Schlaf vor Mitternacht ungemein schätzt. Denkt ja nicht, daß alles das ihm vor den verunlimpiden Verdächtigungen schützt, denen der Strohwitwer ausgesetzt ist. Säben wir wie hundertjährige Asketen aus — in den Augen der Welt sind wir als Strohwitwer Don Juans, Casanovas, Sabariten, aller Untugenden voll.

Ich erhebe hiermit Protest gegen dieses himmelreichende Unrecht, das jedem Manne angelan wird, dessen Frau in die Sommerfrische gefahren ist. Ich verbitte es mir, daß man mich bedenklam anblinzelt, daß man mich einen losen Schäfer nennt, ohne einen anderen Grund zu haben als den, daß ich Strohwitwer bin.

Es ist mir ganz unbegreiflich, wie jenes Märchen entstehen konnte, jenes Märchen von dem Ehemann, der sofort nach der Abfahrt seiner Gattin den Trauring in die Westentasche steckt, den Hut verwege auf das rechte Ohr schlägt, den Snasierstock aufreizend elegant wirbelt und auf Abenteuer ausgeht. Diese Gestalt hat vielleicht ein Operettlibrettist erfunden, und soundsoviel andere, denen nichts Besseres einfiel, haben sie nachgeahmt, haben den Strohwitwer, der von einem Seitensprung zu zwei anderen eilt, als traurigen Helden auf die Bühne gestellt. Immer und überall findet Ihr den Mann, der von seiner zurückkommenen Frau überrascht wird. Er hat Ehrenbürgerricht erhalten in Schwänen und Wiblättern, wie die böle Schwiegermutter mit der Kapotte und dem schlecht aufgewiderten Regenschirm. Beide achtet bitteres Unrecht, denn es gibt auch gute Schwiegermütter. Und was den Strohwitwer angeht — alaucht mir, daß sein Leben ernst ist, viel eher geeignet, den Inhalt einer abendfüllenden Tragödie zu bilden, als auf Kosten der Wahrheit in einer Posse mit Gesang und Tana verlaucht zu werden.

deren Freude und der Freude im Leben nach dem Verlust des Mannes verlorenen Minuten aufrecht zu halten, das ist recht geben. Sie werde nicht mehr im Freudenlande leben.

Schon am frühen Morgen beginnt die Tragödie. Sonst ist es meine Frau, die mich weckt. (Sie hat einen so leisen Schlummer, die Gute!) Jetzt muss ich mich auf den Weder verlassen. Es ist ein Unterschied, ob eine weiche Hand an unsere Schulter röhrt und eine liebe Stimme sagt: „Hans, du musst aufstehen!“ oder ob frech und schrill der Weder uns aus dem Schlafe reißt. O, es ist ein himmelweiter Unterschied! Und überhaupt der Weder! Ich halte dieses Instrument für die niederrächtigste Erfindung, die je gemacht worden ist. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, mit seiner Hilfe zu verschaffen. Entweder man vergisst, das Frühstück aufzugeben oder man stellt eine falsche Zeit ein oder man lädt den ganzen Weder in der Stube stehen oder man — ach, lässt mich schwören von diesen Widerwärtigkeiten! Es bringt mich in Harnisch, wenn ich nur daran denke.

Ich stürze aus dem Bett und in die Kleider. In der Eile reiße ich einen Knopf ab. Du lieber Himmel! Ich murmle einen Fluch, juche nach Nadel und Zwirn, bemühe mich drei und eine halbe Minute, den Faden durch das gewünschte kleine Öhr zu bringen, jede ein, dass alle Anstrengungen vergeblich sind, und ersehe den Knopf durch eine Sicherheitsnadel. Während das Kaffeemäher tönt, puise ich meine Stiefel. Ich habe das bisher für eine sehr einfache Tätigkeit gehalten. Aber das ist es gar nicht. Erwacht man die Schachtel mit der Kaffeemühre — sie sieht genau aus wie Schuhcreme — dann werden die Stiefel nicht schwartz, sondern sie bekommen einen metallisch-silbernen Glanz.

Natürlich habe ich keine Zeit mehr, mich gemüthlich zum Frühstück hinzusetzen. Stehend würge ich ein bisschen trockenes Brot herunter — selbstverständlich vergaß ich, Butter zu besorgen —, verbrühe mir an dem heißen Teetank die Lippen, stelle fest, dass ich die Kaffeebohnen ungemahlen in den Topf geworfen habe, lese hastigen Blicks die Überchristen in der Zeitung und stürze wie gehetzt davon.

Im Geschäft ist es wie sonst. Tendenz: lustlos. Aber Geschäftsbüchern, Mahnungen und anderen Briefen vergesse ich, dass ich Strohwitwer bin. Erst als ich, um zu essen, in ein Restaurant gehe, fällt es mir wieder ein. Gewiss, es ist sehr schön, wenn man sich täglich Beeststeak à la Meter, Wiener Schnitzel oder Schweinsrücken bestellen kann. Die ersten Tage wenigerens. Aber dann erwacht die Sehnsucht nach etwas Komplizierterem, Zusammengeschöpftem. Zugegeben, dass ich das Gesicht verscheue, wenn meine Frau mit Apfel und Kartoffeln, Linsensuppe oder großer Bohnen auf den Tisch setzt. Jetzt indessen habe ich regelrecht Hunger darauf. Und während ich mühselig den Knochen von der Rotelette trenne, gedenkt ich seufzend meiner lieben Gattin und ihrer Kochkünste. Ach ja!

Gans schlimm aber wird es am Abend. Die Unterhaltung fehlt mir, ein Gespräch mit meiner Frau. Ich will ehrlich sein und euch unter dem Siegel strengster Vertraulichkeit gestehen, dass unsere Dialoge zuweilen von einer unnötigen Laufstärke sind und in einem Monolog enden, bei dem ich mich auf das Zuhören beschönige. Oder auf das Überhören. Und trotzdem vermisse ich sie. Ein Abend in der leeren Wohnung ist grauenvoll öde. Ich schide einen Gruß in die Sommerfrische: Alles in Ordnung, heunrubige Dich nicht meinewegen, liebe Frau, und erhole Dich gut! Aus Langeweile wünsche ich etwas den Staub vom Rauchtrichter, fange eine Motte oder auch zwei, gähne ausgiebig und gehe zu Bett und entschlummere auf jenem sanften Kissen, das der Vorzug eines guten Gewissens ist.

Seht, das ist der Tag des Strohwitwers. Erschütternd einzig und langweilig. Ein Gemisch von Arbeit, Angst und Sehnsucht nach der liebsten Frau. Sehnsucht vor allem! Da ist nichts zu finden von Seitenprüfungen, durchschwärmen Nächten und beachtlich hohen Sichtrechnungen. Das Leben des ausländgebliebenen Ehemannes ist keine Operette. Glaube es mir, Elli, deinem Manne geht es nicht anders. Und ihr, Karla, Erna, Alwine und Frieda, seid sicher, auch eure Männer sind nicht besser daran. Aber lasst euch darum nicht die Freuden der Sommerfrische trüben! Schwimmt, klettert, trinkt Schwefel, nehmt Moorbäder! Wir Strohwitwer ertragen alles Unangenehme gern, damit ihr euch erholt! Nur das man glaubt, wir benutzen eure Abwesenheit, um den Lebemann zu spielen — das weisen wir zurück. Das verbitten wir uns!

Ich bin überzeugt, dass alle Strohwitwer diesen Artikel blau oder rot anstreichen und ihn ihren Gattinnen in die Sommerfrische schicken werden. „Sieb“ werden sie am Rande vermerken, das ist mit aus der Seele geschrieben. So schleichen auch meine Tage dahin.“ Und dessen bin ich ebenfalls sicher, dass mit bald zahlreiche Anerkennungsabzeichen gesandt werden, weil ich so mannhaft für die Strohwitwer

schonen unter ihr sind und ich ebenfalls diese Ehre erhalte, werden sie sich mit Augenklärchen in die Augen sehen. Und sie werden sagen: „Scheint ein netter Kerl zu sein, der Schreiber dieses. Als Mensch, meinen wir. Aber als Strohwitwer — ein Hornohle! Ein ausgewachsener Hornohle!“

P.S. Vergesst nicht, den letzten Absatz abzuschneiden, wenn ihr die Zeitung zu den Frauen ins Bad schickt! Vergesst es ja nicht!

Die Überraschung.

Von Wilhelm Herbert.

Es war zum erstenmal in der jungen Ehe, dass der Gatte — ein äußerst fleißiger und solider Mann — abends ausging. Das Jubiläum eines Freundes machte das unbedingt notwendig. Auch Mathilde sah das ein, wenn schon es selbstverständlich nicht ohne Schmollen und Schluchzen abging. Der feierliche Schwur, „sobald als möglich“ wieder zurück zu sein, erleichterte schließlich dem Manne das Vorsommen.

Sie fühlte sich schrecklich einsam und ging früh zu Bett. Dort sah sie den Vorlatz, kein Auge zuzutun, bis er zurückkommt. Eine halbe Stunde später schnarchte sie schon sanft und wohlig.

Der helle Tag schien bereits ins Fenster, als er mit schwerem Kopf und außerordentlich schlechtem Gewissen heimischlich. So ein Jubiläum kann eben unter Umständen doch sehr zeitraubend werden.

Schon glaubte er unbemerkt ins Bett schlüpfen zu können, da erwachte sie.

Unendliches Mitleid mit ihrem fleißigen Gatten befiel sie, der doch nachts ausgewesen war und jetzt schon wieder zum Arbeiten aufstand — so glaubte sie wenigstens. „Ach!“ seufzte sie mit ihrer süßesten Stimme. „Armer Schatz, willst du denn schon wieder arbeiten?!“

Da plötzlich erkannte sie an seinem verblüfften Gesichtsausdruck die Wahrheit. Ihr Antlitz wurde zu Stein und ihre Stimme, die einen stählernen Klang hatte, sprach nichts mehr als die beiden inhalts schweren Worte: „Du Lump!“

Welt u. Wissen

Die oberirdische Wasseraufnahme der Pflanzen. Bei einzelnen Pflanzen, die mit besonderen Saughaaren ausgestattet sind, sowie bei manchen Pflanzen extremer Aridität, wie z. B. der Arabischen Wüste und der Hochländer Perus, ist eine Wasseraufnahme durch oberirdische Organe festgestellt worden. Daneben aber hat man auch bei Pflanzen gemäßigter Klimate vielfach diese Fähigkeit angegeben und daraus den Schluss gezogen, dass dadurch die Wassersubstanz in bedeutungsvoller Weise unterstützt werde. Genauere Untersuchungen waren aber bisher darüber nicht ange stellt, und so füllten die Versuche K. Wehels über die W. Wangert in den „Naturwissenschaften“ berichtet, eine Lücke aus. Der Gelehrte fand zunächst, dass die angewiesenen Blätter zahlreicher Pflanzen wirklich mit der Oberfläche Wasser aufnehmen, wenn sie zwölf Stunden oder länger benutzt werden. Die Geschwindigkeit, mit der das Wasser durch die Blattoberfläche aufgenommen wird, ist aber sehr viel geringer als bei der Aufnahme durch die Wurzeln. Auch ist diese Aufnahmefähigkeit bei den einzelnen Pflanzen sehr verschieden groß. In den meisten Fällen absorbiert die Unterseite der Blätter stärker als die Oberseite, während eine Wasseraufnahme durch die Spaltöffnungen nicht nachgewiesen werden konnte. Wenn man aber aus der weiten Verbreitung dieser Erscheinung auf ihre biologische Bedeutung geschlossen hat, so hat man damit einen Fehlschluss getan. Das oberirdisch aufgenommene Wasser wird nämlich nur zuerst langsam weitergeleitet, und eine Versorgung von Geweben, die von der Aufnahmestelle weiter entfernt sind, erscheint daher ausgeschlossen. Außerdem erfolgt diese Wasseraufnahme auch nur gelegentlich, und so kann die Pflanze aus dem oberirdisch dargebotenen Wasser keinen Vorteil ziehen, wenn sie keinen besonderen Schutz gegen Verdunstung, über die ganze Pflanze verteilte Absorptionsorgane oder andere Wasserspeicher gewebe besitzt. Versuche, die mit Blattoberseiten und verschiedenen filzhaarigen Pflanzen ausgeführt wurden, ergaben, dass die nächtliche Tauaufnahme meist noch nicht einmal dazu ausreicht, um die nächtliche Verdunstung zu decken, und dass ein kleiner Überdruck an Wasser, der sich zeitweise ergibt, doch bei der Gleichgewichtswasserförderung der Pflanze keine Rolle spielt. Die oberirdische Wasseraufnahme muss daher als eine mehr auffällige und nebensächliche Erscheinung betrachtet werden.

Die Welt der Frau

Wenn Besuch kommt.

Bon Annemarie Schüller.

Die Zeiten haben sich für uns in mehr als einer Hinsicht verändert, so auch in bezug auf unsere Gesellschaft. Die regelmäßigen Zusammenkünfte eines größeren oder kleineren Bekanntenkreises sind fast ganz verschwunden, teils aus finanziellen, teils aus anderen Gründen. Für manche Haushaltung bedeutet ein Gast oft schon eine fühlbare Belastung, ganz abgesehen davon, daß die Zeit für die fröhlich-bebagliche Gesellschaft früherer Tage uns heute in den meisten Fällen fehlt.

Trotzdem wäre es doch sehr zu bedauern, wenn die Gesellschaft, die einst eine allbekannte Volksstugend bei uns war, so ganz in Vergessenheit geraten sollte. Man darf doch die Gemütswerte nicht unterschätzen, die darin liegen können, sofern man den Begriff Geselligkeit richtig auffaßt, und welche gute Übung ist die Aufgabe, Gäste anmutig zu empfangen, zu bewirten und zu unterhalten, für junge Hausfrauen und solche, die es werden sollen! Geistesgegenwart, Organisation, Gewandtheit, all dergleichen lernt sich dabei und ist doch stets von Nutzen. Auch die vielerlei mögliche gute Kinderstube, die im Leben oft von so großer Bedeutung für das Fortkommen ist, erwirkt sich am leichtesten im Rahmen einer netten, wenn auch eindruckslosen Geselligkeit, und endlich will es dem deutschen Frauenempfunden doch gar nicht gefallen, daß man nicht wenigstens hin und wieder liebe Gäste bei sich haben und ihnen durch eine ein wenig festliche Bewirtung zeigen soll, wie man sich ihrer Gegenwart freut!

Darum müssen wir, wenn das Was behrängt ist, trachten, es durch das Wie auszugleichen. Wir müssen das, was unsere bestehenden Einkünfte als Bewirtung zu geben gestatten, so reichen, daß es durch seine „Aufmachung“, durch das ganze Drum und Dran schon die festliche Absicht sei, und wir müssen im übrigen unsere Gäste so angrengen und zu unterhalten wissen, daß sie den Verziegungspunkt nicht als die Haustür empfinden.

Dazu gehört in erster Linie die richtige Organisation. Man darf die Haushaltungsmaschine nicht knarren hören! Es muß sich alles glatt und reibungslos und wie von selber erledigen, und was vorzubereiten gebe, muß zeitig vorbereitet werden. Man darf nicht antunnen, den Tisch zu decken, wenn die Gäste jeden Augenblick kommen können oder gar schon auf dem Flur stehen — man muß sich Geschirr, Tafeltuch, Blumenstrauß usw. zurechliegen, damit nicht im letzten Augenblick ein hastiges Suchen und Herbeischaffen etwa noch fehlender Gegenstände beginnt. Ein gut gedeckter Tisch ist schon die halbe Bewirtung: Eine Strohdecke, die man selber macht und die nur wenige kostet, eine hübsche Base auf dem Tisch mit Blumen oder auch nur grünen Zweigen (aber stets niedrig gehalten, damit die Ausbildungsmöglichkeit nicht beschränkt wird), die „guten Tassen“ oder die schöne Kristallschale für die einfache Nachspeise — das alles sind so kleine „Nuancen“ in der Geselligkeit, die der Besucher wohl spürt, und die die festliche Stimmung schaffen, auch wenn keine Festmäuler zu Gedote stehen!

Eine weitere Vorbedingung für das Gelingen einer netten Geselligkeit ist auch die, daß man sich seinen Gästen wirklich widmen kann. Hierzu muß gut vorbereitet werden; die Haushfrau muß ihre Arbeit getan haben und nicht mit einem Auge und einem halben Ohr jürgenvoll den Gang der Ereignisse überwachen müssen, während sie ihrem Gäste anscheinend interessiert zuhört und dabei etwa ganz verkehrt Antworten gibt! So etwas schlägt die Stimmung tot, der Besuch empfindet sich selbst als Störenfried, und das Unbehagen breitet seine Fledermausflügel aus. Mach nicht mehr „Umstände“, als du wirklich und im Notfall allein und vorher bewältigen kannst, und es ist viel vernünftiger, dem Guest unter Umständen ein helfendes Eingreifen zu gestatten, als ihn framhaft als Besuch zu behandeln, den man im Grunde seiner Seele ins Viehland wünscht!

Auch Kinder sollten nur „mit Voricht“ herumgereicht werden! Es ist sehr nett, wenn sie sich mal zeigen und sich dabei zu benehmen wissen. Aber im übrigen haben sie sich möglichst im Hintergrund zu halten, auf keinen Fall dürfen sie als sitz- und stimmberechtigte Teilnehmer einer sich etwa anspannende ernsthafte und angeregte Unterhaltung Erwachsener tören. Das sollten sich viele allzu enstolze Eltern gesagt sein lassen, die da meinen, daß alle anderen von ihren Sprößlingen ebenso entzückt seien müßten!

Wer dann noch die Kunst auszuhölen beabsichtigt und durch

eine Zwischenphasen, die wirtschaftliches Interesse und Verständnis befunden, seinen Guest zum Reden und Ausführberauschen zu bringen vermag, der hat schon die Freiheiten der edlen Geselligkeit erfaßt, die darin besteht, es vor allen Dingen dem Besuch behaglich zu machen, und der braucht auch bei einfacher Bewirtung nicht zu befürchten, daß seine Gäste nicht jederzeit gerne wiederkommen!

10 Gebote für die Kinderstube.

1. Sei als Erzieher konsequent und stetig. Spare dir also häufige Befehle und Verbote und lange Moralreden. Wenn du aber einen Befehl ausgeprochen hast, dann mache auch über seiner Durchführung.
2. Lass dein Kind nicht deine üblen Launen entgleiten und gib ihm überhaupt immer ein gutes Vorbild.
3. Vergiß nicht, daß dein Kind für dich kein Spielzeug sein darf, mit dem du vor deinen Gästen prunkst und mit dem du dir eine Stunde am Tage deine Langeweile vertreibst, sondern daß in ihm eine ernste Aufgabe dir gestellt ist, die zu Lösen alle deine Kräfte in Anspruch nehmen sollte.
4. Verlange nicht zu viel von deinem Kinde, vergiß nicht, daß es ein Kind ist, das noch nicht die Einsicht haben kann wie ein Erwachsener.
5. Sei auch nicht allzu ängstlich, lasst dein Kind sich austoben und eigene Erfahrungen sammeln.
6. Sprich nicht vom Kinde in seiner Gegenwart, insbesondere rühme nicht und lache nicht über seine „Heldenatate“, für die du es eben noch gescholten und es dafür gestrafen hast.
7. Wenn es geht, komme ohne Strafe aus und versuche es mit gütlichem Zureden.
8. Sei aber auch nicht allzu nachsichtig gegen die Unarten des Kindes, verwöhne und verweichle es nicht und lasse es sich niemals zum Haustyrannen entwindeln.
9. Suche dir immer das Vertrauen deines Kindes zu erhalten, damit es keine Heimlichkeiten vor dir habe und mit allen seinen Sorgen, großen und kleinen, zu dir komme.
10. Vor allem aber vergiß nicht, daß das Ziel aller Erziehung ist, einmal den Erzieher überflüssig zu machen.

Die praktische Haustreu.

Die Messinggriffe und Beschläge der Haustür reibt man täglich mit einem Wildleder ab. Wöchentlich einmal werden sie gewaschen, wobei man sich für den Bierat zweimalig einer sehr weichen Zahnbürste bedient. Damit die Hände von dem Zusatzmittel nicht angegriffen werden, zieht man alte Handschuhe an.

Wenn man die Wände des Treppenhause reinigt, so läßt sich meist die Trittleiter nicht in gewöhnlicher Weise aufstellen. Dagegen kann man sich helfen, indem man sie auf den Kopf stellt. Sie hat dann eine genügende und sichere Unterstützungsfläche.

Ein einfaches Mittel, Silber blank zu machen. Das Busen von Silber, das, wenn man die Sachen immer schön blank haben will, siemäßig häufig vorgenommen werden muß, macht den Haushrauen meist viel Mühe. Man kann sich auch mit folgender, einfacheren Methode behelfen. Man läßt in einem Topf Wasser aufkochen, dem man Soda beigibt (einen Glöcksel auf einen Liter Wasser). In diese Lösung legt man nun die silbernen Gegenstände und läßt sie ein paar Minuten darin liegen. Dann sind alle Flecke verschwunden.

Frisches Brot zu schneiden. Aus frischem Brot lassen sich meist nur sehr schwer richtige, wohligformte Schnitte schneiden. Es gibt aber ein einfaches Mittel, mit dem man sich hier helfen kann. Man braucht nämlich nur das Messer, mit dem man schneiden will, einen Augenblick in kochendes Wasser zu tauchen und es dann trocken abtrocknen. Dann geht das Schneiden viel leichter von statthaft.

Wie wäscht man Fenster? Das Waschen von Fenstern kann man sich sehr erleichtern, wenn man dabei einen Lederschlapp verwendet. Nachdem man die Scheiben mit einem nassen Lappen abgerieben hat, werden sie mit einem fest ausgerungenen Lederschlapp nachpoliert. Natürlich müssen beide Lappen nach jedesmaliger Benutzung sorgfältig gewaschen werden; denn nur wenn man mit sauberem Material arbeitet, kann man gute Erfolge erzielen. Wenn sich Farbenstücke auf den Scheiben befinden, so tue man zu dem Waschwasser einen Schuß Brennpflanzensäure hinein. Sie geben dann mit Leichtigkeit weg.